Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 76 (1967)
Heft: 8

Artikel: Als Rotkreuzspitalhelferin bei Multiplesklerosekranken
Autor: Siegenthaler, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975129

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Rotkreuzspitalhelferin bei Multiplesklerosekranken

Ruth Siegenthaler

Abwechslung vom grauen Büroalltag, Besinnung auf Dankbarkeit für die eigene Gesundheit, die einem als ein unverdientes Geschenk einmal mehr zum Bewusstsein kam, oder ganz einfach vierzehn Tage im Dienste des kranken Mitmenschen — all das brachten uns die zwei Wochen, die wir als Rotkreuzspitalhelferinnen in dem Ferienlager für Multiplesklerosekranke in Montana verlebten.

Klingt das Motto «Aller Anfang ist schwer» auch ein wenig übertrieben im Hinblick auf unsere Arbeit, auf die wir durch den Rotkreuzspitalhelferinnenkurs mit dem dazugehörigen Praktikum sowie durch verschiedene Einsätze im Spital vorbereitet waren, so brachte der erste Tag doch viel Neues und Ungewohntes. Die fremden Eindrücke waren begleitet von Erklärungen und manchmal auch von sanften Befehlen seitens der Patienten. War man am Abend dieses ersten Tages vielleicht noch froh, alles glücklich überstanden zu haben, so dachte man schon bald mit Wehmut daran, dass die Zeit zu schnell verrann und allzu jäh der Tag des Abschieds nahte.

Im Zimmer 316 hatten vier welsche Patienten — im Scherz nannten wir sie manchmal die «Kampfhähne» — ihre Zelte aufgeschlagen. Seit zwei Wochen weilten sie bereits in Montana. Mit schlaftrunkenen und fragenden Augen begrüssten sie uns am ersten Morgen unseres Dienstes. Trübes Licht und muffige, süssliche Luft schlugen uns entgegen, als wir zusammen mit Schwester Margrit, der Leiterin dieser Ferienaktion, das Zimmer betraten. Mit freundlichen Worten stellte sie den Patienten die beiden neuen Betreuerinnen vor. Auf die Frage nach seinem Namen gab der nahe der Tür liegende Mann zur Antwort: «Je m'appelle Monsieur le Vagabond, car je suis toujours en route avec ma poussette.» Lag in diesen heiteren Worten nicht schon die Stimmung, die trotz Krankheit bei den Bewohnern des Zimmers 316 herrschte?

Zwischen bettenmachen, waschen, frühstücken und mancherlei verschwiegener kleiner Dienste erfuhren wir allerlei aus den Lebensgeschichten unserer Patienten. Wie unwesentlich erschienen uns da unsere eigenen kleinen gesundheitlichen Kümmernisse verglichen mit den Schmerzen und Entbehrungen, die jene dulden mussten, die nun schon seit Jahren ans Bett gefesselt sind. Obwohl unsere Patienten — etliche von ihnen sind völlig unselbständig — stets auf Pflege und Hilfe angewiesen sind, regiert Heiterkeit und Zufriedenheit in ihrer Seele, und darum möchte man sie fast ein wenig beneiden.

12. September 1967

«Guten Morgen! Ausgeschlafen? Süss geträumt?» Wie ein Echo hallte es aus allen Ecken in Zimmer 316. Vier Augenpaare schauten uns mit von der Nachtruhe verschleiertem Blick an. Geduldig warteten unsere Patienten auf die Morgentoilette, die sich täglich zu einem wahren Waschfest gestaltete, das mehrere Stunden in Anspruch nahm. Der Erfolg jedoch lohnte die Mühe.

Im Salon war anschliessend Treffpunkt zum Plaudern. Eine lustige Gesellschaft fand sich da ein. Unter vielen Erklärungen, Handbewegungen und beredtem Mienenspiel versuchten welsche und deutschsprechende Patienten einander ihre Erlebnisse zu erzählen. Wo die Sprachkünste versagten, halfen die Gebärden weiter. Die heutige Zusammenkunft war aber nicht nur dem Erlebnisaustausch gewidmet. Viele wollten ihren Angehörigen mit einem Kartengruss mitteilen, wie gut es ihnen hier in Montana ging. Da gab es auch für uns Rotkreuzspitalhelferinnen allerhand zu tun; denn wer seiner Hände nicht mehr mächtig war, diktierte uns den Gruss an Verwandte und Bekannte.

Die Stunden verrannen schnell. Ehe man es sich versah, war auch schon der Abend hereingebrochen. Mit mehr oder weniger grossem Appetit verzehrte ein jeder an seinem Tisch das Abendessen, und bald darauf wurden auch schon, begleitet von guten Wünschen für die Nachtruhe, die Hände geschüttelt. Mit einem Lied für unsere Pflegebefohlenen beendeten wir Betreuerinnen den Tag und gingen schlafen.

13. September 1967

Der dreizehnte — ein Unglückstag? Der alte Aberglaube kam mir in den Sinn, als ich in der Frühe das Zimmer meiner Schützlinge betrat. Ungewohnte Stille empfing mich. Sie wurde lediglich hin und wieder durch ein eigenartiges Schnupfen unterbrochen. Der eine klagte über Kopfschmerzen, dem dicken «Linkshänder» taten alle Knochen weh, Henry wartete voll Ungeduld auf die Morgentoilette, und der vierte endlich, unser Gärtner, grübelte derart über sein Schicksal nach, dass seine Stimmung einen Tiefpunkt erreicht hatte. Doch mit der Zeit schwanden die kleinen Sorgen, und die gewohnte Heiterkeit zog wieder ein. Der «petit nain» nahm seine angefangenen Vogelkrätzlein hervor und bastelte weiter, der «Linkshänder» zog geniesse-

risch an seinem Stumpen, während er mit dem Gärtner, genannt der «Pascha», ein Gespräch anknüpfte. Henry schliesslich steckte seine Nase in die Sportzeitung und vergass gar bald alles um sich herum.
In der Hoffnung, dass der morgige Tag schöneres Wetter bringen würde, vertrauten wir am Abend unsere Schützlinge der Nachtschwester an, nachdem wir uns mit dem Lied «Chum, mir wei ga Chrieseli gwünne» von ihnen verabschiedet hatten.

14. September 1967

Mit Nebel und tiefhängenden Wolken erwachte der neue Tag. Im Zimmer 316 aber herrschte ungeachtet des wenig verheissungsvollen Wetters festliche Stimmung. Ein Flötenkonzert war der Willkommensgruss, der heute vor allem dem Geburtstagskind Henry galt. Frische Gipfeli auf einem mit Blumen geschmückten Teller gab es zum Frühstück. Vor Ueberraschung und Freude fehlten unserem Geburtstagskind im ersten Augenblick fast die Worte. «Der schönste Geburtstag seit langem», flüsterte Henry mir dann zu, und ich dachte bei mir, dass es doch nur wenig braucht, um glücklich zu sein. Natürlich wurde Henry den ganzen Tag lang verwöhnt. Alle schüttelten ihm die Hand, schenkten ihm ein freundliches Lächeln oder überraschten ihn mit einer kleinen Gabe. Der gute Wein, der dem Mittagessen eine festliche Note verlieh, war von einem Zimmerkameraden gespendet worden.
Natürlich ertönte dieses Mal Henry zu Ehren ein französisches Gutenachtlied.

15. September 1967

Grosser Badetag! Das bedeutete einen arbeitsreichen und kräftefordernden Tag für uns Helferinnen. Trotz der Krankenheber hatten wir etliche Mühe, bis wir die Patienten endlich in die Badewanne «verfrachtet» hatten. Begleitet von aufmunternden Reden und lustigen Sprüchen wurde dort geschrubbt und geputzt. Danach ging es schnell zurück ins Bett, wo unsere Patienten, bis zum Kopf wie eine Mumie in Tücher gehüllt, dann aufs Ankleiden warteten.
Kein Wunder, dass nach all den Strapazen am Mittag ein jeder hungrig war und im nu die Teller leer standen! Da das Wetter immer noch zu trübe war für lange Spaziergänge, versammelte sich die ganze Gesellschaft im Salon. Bei Spiel, Gespräch und Gesang herrschte bald das Motto «Draussen Regen, drinnen Sonnenschein».

16. September 1967

Mit vielen kleinen und doch zeitraubenden Verpflichtungen begann jedesmal der Tag. Dazu gehörte auch, dass man dem «petit nain» die Beinschiene und das Korsett anschnallte, dass man des Gärtners Gesicht auf Hochglanz rasierte und mit duftenden Essenzen einrieb, dass man Henry mit viel guten Reden und Tamtam mittels Krankenheber in den Rollstuhl setzte. So unbedeutsam diese bescheidenen Verrichtungen auch in den Augen der Gesunden sein mögen, für das Wohlbefinden unserer Patienten spielten sie eine entscheidende Rolle.
Die wenigen Sonnenstrahlen, die uns der heutige Tag bescherte, kosteten wir auf einem kleinen Spaziergang zur Genüge aus. Wie wohltuend war es doch, an einem windstillen Plätzchen auszuruhen und die Herbstsonne zu geniessen. Aber bald schon mussten wir die Rollstühle wieder in Richtung der Zimmer lenken. Nebelschleier und Regen lösten unerwartet den Sonnenschein ab. Dennoch hatte der kurze Spaziergang Wunder gewirkt: In Zimmer 316 war die Fahne der Fröhlichkeit gehisst. Neckereien, Witze, Anekdoten lösten einander ab. Unsere Patienten entpuppten sich als gewandte Scherzmacher und steckten uns mit ihrer Heiterkeit derart an, dass wir noch Stunden später lachen mussten.
Nach dem gemeinsamen Abendlied erwartete uns wie jeden Tag nach getaner Arbeit der Bus, der uns ins General-Guisan-Haus bringen sollte, wo wir Rotkreuzspitalhelferinnen unsere Unterkunft zugewiesen bekommen hatten.

17. September 1967

Sonntäglicher Besuchstag! Auf dem Korridor und in den Zimmern schwirrten die Stimmen der Patienten und ihrer Besucher durch die Luft. Manche Augen leuchteten auf, wenn jemand kam, um von zu Hause zu berichten. Mit ebenso strahlenden Augen erzählten unsere Patienten dann von ihrem Ferienaufenthalt in Montana. Es bedurfte etlicher Ermahnungen und Zureden, bis wir am Abend unsere Schützlinge ins Bett gebracht hatten. Obwohl sie vom Sonntagsbesuch müde und oft durch den allzu schnellen Abschied ein wenig traurig

gestimmt waren, fanden sie kein Ende, uns all das zu erzählen, was sich während ihrer Abwesenheit daheim zugetragen hatte. Auch mussten wir dieses oder jenes Geschenklein bewundern, ehe wir nach dem traditionellen Gutenachtlied unseren eigenen Gedanken nachhängen konnten.
Vielleicht weil heute Sonntag war oder aber weil ich so viele zufriedene Gesichter erblickt hatte, erwachte in mir ein bisher unbekanntes Gefühl von Zärtlichkeit, Mitleid und Liebe gegenüber diesen hilflosen Menschen, die uns zur Betreuung anvertraut waren. In dieser Stimmung kamen mir alles Leid und Elend und alle Schmerzen zu Bewusstsein, die unsere Nächsten ertragen müssen. Eine kleine unbedeutende Begebenheit wird mir für immer unvergesslich bleiben: Auf dem Gesicht unseres «Mister Pascha» schlichen sich brennende Tränen ein, als er sich von seinem Dienstkameraden verabschiedete. Wie schnell kann ein Gesunder derartige Zeichen der Rührung beseitigen. Paschas Hände aber waren gelähmt. Ein Fremder musste ihm die Tränen wegwischen. Um meine Rührung zu verbergen ging ich rasch ins Office und verweilte ein wenig länger als gewohnt beim Händewaschen.
Voll Dankbarkeit und mit einem stillen Glück im Herzen, dass es mir vergönnt ist, anderen zu helfen, versuchte ich am Abend einzuschlafen.

18. September 1967

Allmorgendlich wurde das Frühstück, das für unseren Diabetiker Butter und Käse, für die anderen ausserdem noch Erdbeerkonfitüre einschloss, mit wahrem Heisshunger verzehrt. Vom guten Frühstück schien das Stimmungsbarometer unserer Schützlinge abzuhängen. Was war da naheliegender, als dass wir Betreuerinnen dafür sorgten, dass unsere Patienten voll auf ihre Rechnung kamen.
Die vorgeschriebenen Pülverchen und Tabletten, die Schwester Margrit jeden Morgen in den Zimmern verteilte, riefen bei unserem Pascha immer einen Schwall von Fragen hervor. Glücklicherweise verstand Schwester Margrit nicht allzu viel französisch, sonst wäre sie sicherlich aus dem Zimmer geflüchtet, wenn sie erfahren hätte, unter wieviel «Schmerzenslauten» Pascha seine Tabletten schluckte.
Wenn die Morgentoilette beendet war und unsere Patienten sauber gekleidet, den Scheitel gerade gezogen, mit einem erwartungsvollen Lächeln in dem Mundwinkel im Rollstuhl sassen, wurde die Post verteilt. Briefe, Karten, Päckchen, kurz der reinste Krämerladen wurde manchmal aufgetischt. Unser Vagabund machte sich dann sofort daran, den empfangenen Kuchen aufzuschneiden. Wehe, wenn das Schwester Margrit zu Ohren gekommen wäre; waren ihm doch als Diabetiker derartige Genüsse versagt.

19. September 1967

Eine fröhliche und unternehmungslustige Rollstuhlgesellschaft zog heute bei Sonnenschein zum gemeinsamen Spaziergang aus. Von Sierre waren zusätzliche Helferinnen gekommen, um uns zur Hand zu gehen und die Rollstühle zu stossen. Sie luden Patienten und Betreuerinnen zum ausgiebigen «Zvieri» mit Trockenfleisch, Brot, Süssigkeiten und anderen Genüssen ein.
Beim Gutenachtsagen konnte man überall in leuchtende und glückliche Augen blicken. Manch einer fand zufriedene und dankbare Worte für das unvergessliche Erlebnis dieses Ausfluges. «Isch das hüt schön gsy, nid zum gloube» so tönte es immer wieder. Jene Frau, die wir «z'Müeti von Grindelwald» nannten, konnte alles, was sie bewegte, nur mit den Augen ausdrücken; denn auch die Zunge war gelähmt, nicht nur die Glieder. Ihre Augen glänzten heute abend, und mit einem kräftigen Händedruck bedeuteten wir ihr, dass wir einander auch ohne die Sprache verstehen konnten.

20. September 1967

Ein Film aus der Pflanzenwelt lenkte unsere Patienten von den unablässig ans Fenster klatschenden Regentropfen ab. Vor allem unserem kranken Gärtner brachte die Stunde inmitten der schönsten Alpengärten und Topfpflanzen viel Freude. Mit einigem Stolz erzählte er von früher, wie er als gesunder Mensch die jedes Jahr wieder neuleuchtende Blumenuhr in Genf angepflanzt hatte, bis er eines Tages nach einem Autounfall seinen geliebten Beruf aufgeben musste. Auch Mémé, die jeden Tag neben Henrys Rollstuhl sass und ihm hin und wieder die Zigarettenasche abklopfte oder die Zeitung umblätterte, da Henry nur noch ein wenig seinen Kopf bewegen kann, bestaunte die schönen Blumenbilder und weilte in Gedanken in herrlich blühenden Gärten. Von Mémé ist noch zu sagen, dass sie zusammen mit ihrem blinden Bruder ganz selbständig

Henry betreut und pflegt. Dabei sei nicht vergessen, dass Mémé bereits 78 Lenze zählt.
Später gruppierten sich einige zum gemütlichen Jass, andere vergnügten sich mit Spielen wie «Eile mit Weile», und eine dritte Gruppe schliesslich spielte die stillen Zuschauer, denen mit «Jassklopfen» und manchen begleitenden Ausrufen lächelnde Blicke abgerungen wurden. Unser Pascha hatte noch einen Stapel Kartengrüsse zu schreiben, und so setzte ich mich mit ihm in eine vom Lärm verschonte Ecke an die Arbeit.

21. September 1967

Die Mitte der Woche war bereits überschritten, als man auch schon ans Wochenende mit all seinen geheimen Freuden, aber auch an den bevorstehenden Abschied dachte. War unser heutiger Nachmittag nicht einer besonderen Feier wert! Mohrenkopfessen, Wettlauf im Fadenziehen, Flaschenaustrinken und mancherlei andere Spiele, Scherze und Lieder versetzten unsere Schützlinge in gute Laune und brachten sie aus dem Lachen kaum heraus. Auch eine Schnitzelbank, bei der wir manche lustige Episode mit unseren Patienten festhielten, wurde vorgetragen.

Mit dem Lied «Wir sind jung, die Welt steht offen» schloss unser gemütlicher Nachmittag. Jung fühlte sich noch mancher, der schon etliche Jahre auf dem Buckel trug, und so sangen auch unsere Patienten aus voller Kehle mit.

22. September 1967

Morgen sollte Abreisetag sein, da hiess es heute Koffer packen. Der Vagabund hatte so viele Andenken neben seinen sieben Sachen mitzunehmen, dass sich das Köfferchen nur mit Mühe schliessen liess.
Da jeder erholt und gepflegt nach Hause zurückkehren wollte, gab es für den Coiffeur allerhand zu tun, bis die mehr oder weniger üppigen Haarschöpfe gestutzt und gekämmt waren.
Dann wurde Rollstuhl um Rollstuhl vor die Eingangstüre geschoben, wo mit vielem Zureden «Bitte lächeln» ein Erinnerungsbild geknipst werden sollte, das den Patienten, aber auch uns Helferinnen, manche lustige und schöne Episode noch auf lange Zeit ins Gedächtnis rufen wird.

Am Nachmittag überraschten uns die Bewohner von Zimmer 316 mit einem recht ausgefallenen Wunsch: Sie wollten ihre beiden Helferinnen zum Fondue einladen. Doch dies war ein Wunsch, zu dessen Erfüllung wir der Erlaubnis von Schwester Margrit bedurften. Mit einer kleinen Notlüge, dass wir noch verschiedene Einkäufe machen wollten, erreichten wir, dass uns Schwester Margrit ziehen liess.

Zufrieden kehrten wir gegen Abend ins 316 zurück. Beim Nachtessen rümpften unsere Patienten die Nase und erklärten, sie hätten keinen Hunger. Da ging selbst die Schüssel mit dem Tomatensalat, den unser Pascha sonst am liebsten allein verzehrte, genau so voll, wie sie hereingebracht wurde, wieder hinaus.

23. September 1967

Abschiednehmen ist immer ein wenig Sterben! Diese Worte enthalten gewiss manche Wahrheit. Mit vielen Versprechungen, die Erinnerungen an die «goldenen» vierzehn Tage durch Kartengrüsse ab und zu aufzufrischen, luden wir einen Patienten nach dem andern in die Ambulanz oder in ein Privatauto zur Heimreise. Hatte man in diesem Ferienlager manchmal Augen tränen sehen, weil irgendeine Lausbubengeschichte zu komisch war, als dass man ihr ohne Tränen der Heiterkeit lauschte, so war heute der Abschiedsschmerz Ursache der Tränen. Ein letzter Händedruck, ein letztes Winken, und Auto um Auto verschwand in der nächsten Wegbiegung. Zurück blieb für uns Helferinnen die Abteilung mit leeren Betten, die nun noch geputzt und neu bezogen werden mussten. Zurück blieb auch bei uns ein Herz, das den Erinnerungen der vergangenen zwei Wochen nachtrauerte.

Zwischen Staubsaugen, Matratzen klopfen, Decken schütteln und Kommoden reinigen schweiften meine Gedanken in alle Windrichtungen und schickten sich an, Bilanz über die Arbeit jener vierzehn Tage am Krankenbett zu ziehen. Als ich damals in Bern meine Fahrkarte «Montana hin und zurück» löste, war ich erfüllt von dem Wunsch, Gutes zu tun und mich zu bewähren. Stand ich jetzt in den Zimmern und betrachtete die verlassenen Betten, so wusste ich, dass ich mehr gewonnen und erhalten, als ich selbst gegeben hatte. Jenes stille Glück, das in diesen Tagen so manches Mal mein Herz erfüllt hatte, kehrte wieder ein.